

GER

many are one

Typisch deutsch im Spitzensport

Micha Neugebauer
Wolf Schmidt



GER

many are one

Typisch deutsch im Spitzensport

Micha Neugebauer
Wolf Schmidt

Vorwort

Köln, im Mai 2021
Dr. Andreas Höfer
Deutsches Sport & Olympia Museum



Foto: Dieter Jacobi

Erstmals in ihrer langen und wechselvollen Geschichte sind die Olympischen Spiele verschoben worden. Eine für alle Beteiligten schmerzhafte Entscheidung, zu deren vergleichsweise weniger gravierenden, gleichwohl bedauerlichen Folgen die Verschiebung einer Ausstellung in unserem Haus zu zählen ist, die den „olympischen Sommer“ begleiten sollte. Auch wenn sich wohl erst kurzfristig entscheiden wird, ob sich die „Jugend der Welt“ nun tatsächlich in Tokio einfinden kann, sind wir entschlossen, unser Projekt so oder so in diesem Jahr zu realisieren.

Dabei arbeiten wir – nicht zum ersten Mal und wieder sehr gerne – mit dem Fotografen Micha Neugebauer und dem Autor Wolf Schmidt zusammen, die aus sehr persönlichen Begegnungen mit dreißig ausgewählten Spitzensportlerinnen und -sportlern authentische Einblicke in deren je eigenen Wege zu einem großen gemeinsamen Ziel destilliert haben und auf künstlerisch anspruchsvolle Weise in Wort und Bild präsentieren. So vermittelt sich unter dem beziehungsreichen Titel „GER – many are one“ eine beeindruckende Vielfalt individueller Persönlichkeiten, die bei allen biografischen Unterschieden eine sportliche Passion und Ambition verbindet, die sich in Zeiten der Pandemie mehr als sonst zwischen Hoffen und Bangen, zwischen Glücksgefühlen und Enttäuschungen, zwischen Siegen und Niederlagen bewegen.

Gewährleistet die Ausstellung mehr als nur einen flüchtigen Blick hinter die Kulissen des sportlichen Geschehens und des öffentlichen Auftritts seiner Hauptdarstellerinnen und -darsteller, freuen wir uns, dass die vorliegende Publikation Raum bietet für eine vertiefende Reflexion und eine bleibende Ergänzung einer temporären Präsentation darstellt. Dies gilt im Übrigen auch für den Film zur Ausstellung, der allen Interessierten ebenfalls empfohlen werden kann.

Micha Neugebauer und Wolf Schmidt haben ganze Arbeit geleistet. Mein Dank und mein Respekt gelten aber auch den Protagonistinnen und Protagonisten des Projekts, den Athletinnen und Athleten, die dem an sie herangetragenen Anliegen sehr offenherzig entsprochen und dabei eindrucksvoll vermittelt haben, dass die Idee und den Wert des olympischen Sports weit mehr ausmacht als Rekorde und Medaillen.

Einleitung

„Zum ersten Mal in meinem Leben stand ich am Atlantik und blickte über die wilde See, lauschte dem Getöse der Wellen und sann darüber nach, wie wichtig das Reisen ist. Nicht nur die körperliche Fortbewegung, sondern vor allem die Überbrückung innerer Entfernungen, dieses seelische Erkunden der Welt.“

Micha Neugebauer, Fotograf der Ausstellung und der Filmdokumentation

Der Vorläufer der vorliegenden Arbeit war Micha Neugebauers Langzeitdokumentation „Dima – Ein Leben im Leistungssport“ aus dem Jahr 2018, in der er sieben Jahre lang den Judoka Dimitri Peters während dessen Vorbereitung auf die Olympischen Spiele in London 2012 und darüber hinaus bis zum Karriereabschluss begleitete. Peters gewann damals Bronze, heute ist er Feuerwehrmann und Rettungssanitäter.

Mit seinem neuen Projekt blieb Neugebauer dem Sport treu, legte den Fokus aber auf eine deutlich gesellschaftsrelevante Komponente. Die Teilnehmenden sollten Nationalkaderathlet*innen auf ihrem Weg zu den Olympischen Spielen in Tokio sein. Ursprünglich lautete der Arbeitstitel »United«, der Ordner auf meinem Rechner heißt zwei Jahre später immer noch so. Die Idee war einfach: Anhand des Spitzensports zeigen, dass Deutschlands Bevölkerung aus allen Teilen der Welt kommt und Deutschsein keine Frage des Aussehens ist.

Vor dem Hintergrund sportlicher Karrieren und den damit einhergehenden Herausforderungen wollten wir auch wissen, was unsere Interviewpartner*innen zu sagen hatten in Bezug auf Diskriminierung und Zugehörigkeit, die Bedeutung von Herkunft und Heimat, die Frage nach eigenen Erfahrungen mit Rassismus. Letztlich wollten wir uns nach einer positiven Zukunft strecken und zeigen, dass die deutsche Gesellschaft an ihren Werten festhalten und gleichzeitig offen sein kann für Vielfalt und neue Einflüsse. Diese Zukunft wollten wir von unseren Protagonist*innen beschreiben lassen.

Um diese Kernidee umzusetzen, ordneten wir uns zunächst einmal eine strenge Selbstbeobachtung, denn gute Absichten sind keine Garantie für eine gelungene Ausführung, nur die Voraussetzung. Wir begannen, unser Umfeld mit den Augen anderer Menschen zu sehen, achteten auf unsere Sprache und die manchmal in Floskeln verborgenen Aussagen, überprüften unsere

Handlungen und Einstellungen, entdeckten, wie schnell Wohlwollen zu Überheblichkeit werden kann. Kurz: Wir versuchten, zu Bewohnern eben der Zukunft zu werden, die wir uns wünschen.

2019 hörten Micha Neugebauer und ich den Ausdruck „Biodeutsche“ zum ersten Mal, kurze Zeit später las ich das 2017 erschienene Buch von Reni Eddo-Lodge »Warum ich nicht länger mit Weißen über Hautfarbe spreche«. Eine augenöffnende Lektüre. Bin ich ein privilegierter Weißer und automatischer Nutznießer eines strukturellen Rassismus? Ja. Es

folgten Arte-Dokus, Zeitungsartikel und noch mehr Bücher, Vorlesungen und scheinbar zufällige Begegnungen. Informationen kamen von überall her und verdichteten sich zu Erkenntnissen. Eine Überzeugung

scheint bei den meisten Biodeutschen (also christliche, hellhäutige Personen mit typisch deutschen Nachnamen) tief verankert zu sein, dass nämlich Europäer weiß sind und Schwarze fremd, dass Europa christlich zu sein hätte und nicht islamisch. Diese Konditionierung wirkt unterbewusst meist so lange, bis sich offenherzig und mutig damit auseinandersetzt wird. Vielleicht

zuckt deshalb der eine oder die andere bei „typisch deutsch im Spitzensport“ in Verbindung mit Christina Faber, die das Titelbild schmückt. Kann eine dunkelhäutige Person typisch deutsch sein? Inzwischen sagen wir ja. Vorher hatten wir darüber überhaupt nicht oder zu wenig nachgedacht.

Was ist denn überhaupt typisch deutsch, außer Autobahn, Mülltrennung und Kartoffeln? Typisch deutsch ist auch, sich darüber zu beschweren, dass etwas typisch deutsch sei und dann dagegen vorzugehen. Die gesetzliche An-

erkennung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften hat zwar beschämend lange gedauert, und Frauen sind immer noch nicht gleichgestellt – dennoch brachten so gut wie alle interviewten Athlet*innen von ihren Reisen um den Globus folgende Erkenntnis mit: In Deutschland kann man es gut aushalten, selbst wenn es einiges zu verbessern gibt.

Micha Neugebauer und ich haben alle Personen in diesem Bildband besucht, teilweise mehrmals, und mit ihnen über sich selbst, ihren Sport, ihre Träume und Erlebnisse gesprochen. Alle sind uns freundlich und aufgeschlossen begegnet, ausnahmslos jedes Treffen war eine sehr schöne und interessante Erfahrung. Den Anfang machte Christina Faber, die Neugebauer aus seiner Zeit mit Dimitri Peters kannte. Das war im Januar 2019, lange vor Corona, der Verschiebung der Spiele, bevor die Sportarenen still und die Straßenproteste laut wurden.

Es folgten Sportler*innen mit Wurzeln in Rumänien, dem Iran, Polen, Amerika, Kasachstan, Griechenland, Nigeria, Argentinien, Österreich, der Türkei, dem Senegal, Togo, Kenia, China, Italien und natürlich Deutschland. Wir waren in der gesamten Bundesrepublik unterwegs, meist mit der Bahn, ab und zu mit dem Auto, sind nach Luxembourg in die Berge gefahren und zu den Deutschen Wellenreitermeisterschaften nach Bordeaux geflogen, haben Trainingslager und Sportstätten besucht und versucht, in Zügen zu schlafen. Die Unterhaltungen waren entspannt und meist länger als geplant. Zurückhaltend in seiner Art und das Verfrauen der Porträtierten genießend, machte Micha Neugebauer vor und nach den Interviews seine Fotos, oft aus der Ferne, mit dem Fokus auf wesentliche Aspekte.

Leistungssportler*innen zeigen, wozu Menschen fähig sind, erkunden Grenzen und holen stellvertretend für uns Zuschauer Medaillen.

Manchmal scheitern sie und wir nehmen Anteil, oder wissen alles besser, vom Sofa aus. Mit Spitzensportler*innen macht der Breitensport mehr Spaß. Sie verletzen sich immer irgendwann, manchmal schwer, und kämpfen sich zurück. Müssen mit der Adrenalin- und Erfolgssucht umgehen, sich auf ein Leben nach der Karriere einstimmen, zu groß gewordene Herzmuskeln im Auge behalten und sich von Medienvertretern beurteilen lassen. In den meisten Sportarten haben in Deutschland selbst die Olympiasieger nicht ausgesorgt (wie in manchen Ländern), dafür ist es hierzulande einfacher, bescheiden und demütig zu bleiben. Viele Athlet*innen nutzen ihre Popularität für gemeinnützige Zwecke oder für die Nachwuchsförderung, die meisten sehen Verbesserungsbedarf bei der Arbeit der Verbände, alle loben das Engagement der Vereine.

Fast alle träumen von einer Teilnahme an den Olympischen Spielen, Einzelsportler*innen mehr als die aus den Mannschaftssportarten. Manche haben sich souverän für die Olympischen Spiele in Tokio qualifiziert, andere sind noch im Prozess oder haben ihre Qualifikation durch die Verschiebung der Spiele wieder verloren. Einige haben das Glück, in Deutschland alleine an der Spitze zu stehen, andere haben mit starker nationaler Konkurrenz zu kämpfen. Ein paar Athlet*innen sind unerträglich knapp an der Qualifikation gescheitert, was diese Leute sich körperlich und emotional zumuten ist bemerkenswert.

Punkte und Medaillen sind nur ein kleiner, wenn auch wichtiger Teil einer erfolgreichen Karriere – der, der die Leistungen sichtbar macht. Das Gesamtpaket des Erfolges besteht vor allem aus Leidenschaft, Willen, Charakter, Lernfähigkeit und Glück. Nicht so sehr Talent, wie man denken könnte – harte Arbeit schlägt Talent jedes Mal. Talent und harte Arbeit in Kombination mit mentaler Stärke und Ausdauer ergibt die wenigen Überflieger.

Wir haben viel gelernt von unseren Gesprächspartner*innen, die uns tiefe Einblicke in ihre Gedanken- und Gefühlswelt gewährt und von ihren Reisen durch die Welt berichtet haben. Zum Beispiel, wie schön es sei, wenn Bewohner anderer Nationen mit den Deutschen hauptsächlich Pünktlichkeit verbünden und nicht die Zeit der Nationalsozialisten. Dass gemeinsamer Sport eigentlich immer friedliches Miteinander fördere. Oder Weisheiten wie: „Gewinnen kann jeder, verlieren muss man lernen“ und „Sport spricht alle Sprachen“. Wir bekommen erklärt, was »German Angst« ist – das deutsche Volk leide demnach trotz materieller Sicherheit unter Existenzangst. Dass das englische Substantiv »Surf« die auf das Land zurollenden Wellen bezeichnet.

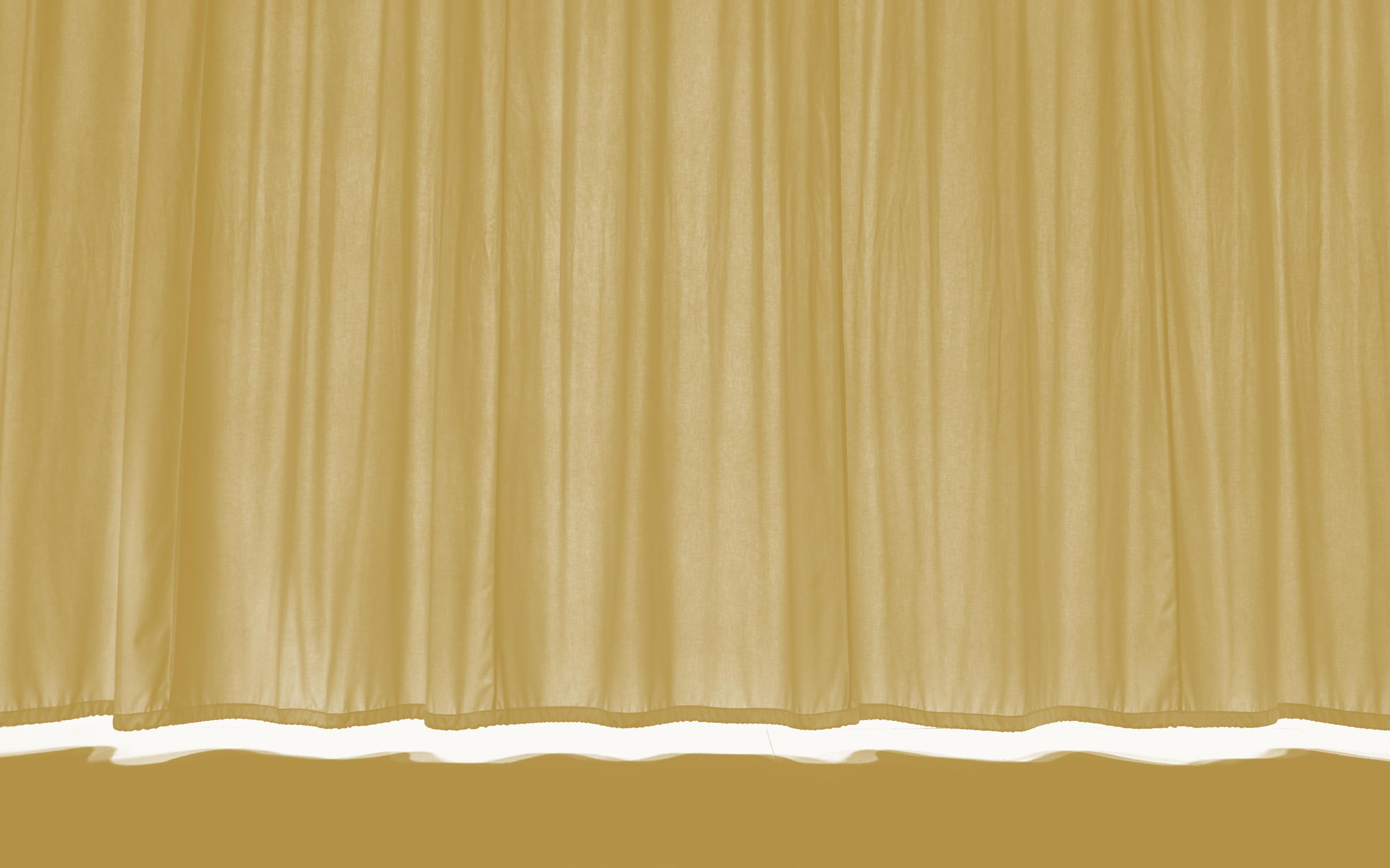
Auf die Gespräche folgten ausführliche Recherchen, oft war ich amüsiert und gerührt, besonders bei spannenden Duellen und großen Triumphen. Manchmal war ich verwundert, in der Regel bei Qualifikationssystemen und Schiedsrichterentscheidungen. Und es gab erstaunliche Tatsachen, besonders in Bezug auf den Frauensport: Bei wie vielen Sportarten den Frauen bis in die jüngere Vergangenheit die Ausübung verboten war (beispielsweise Fußball bis 1970 und Boxen sogar bis 1996), mit welchen Vorurteilen der Frauensport immer noch zu kämpfen hat.

Allerdings geht es uns nicht um das Beurteilen, sondern um das, was hoffentlich sein wird. Am Ende ist mit diesem Buch aus dem Samen unserer Idee ein passables Pflänzchen geworden. Vielleicht wollen Sie, verehrte Leser*in, dem Spross beim Gedeihen helfen.

Wolf Schmidt, Mai 2021

Inhalt

- 1 Christina Faber
- 2 Mateusz Przybylko
- 3 Anna Carmen Schell
- 4 Justus Nieschlag
- 5 Ruth Sophia Spelmeyer-Preuß
- 6 Maodo Lô
- 7 Hannah Meul
- 8 Stefan Bötticher
- 9 Yvonne Li
- 10 Florian Wellbrock
- 11 Kimberly Drewniok
- 12 Sideris Tasiadis
- 13 Nadine Apetz
- 14 Patrick Hausding
- 15 Sara Doorsoun
- Interview Christina Faber
und Giovanna Scoccimarro
- 16 Jonathan Horne
- 17 Noah Lia Klapp
- 18 Cedric Rieger
- 19 Selin Oruz
- 20 Alex Mizurov
- 21 Carlotta Nwajide
- 22 Tobias Preuß
- 23 Han Ying
- 24 Patrick Wiencek
- 25 Elisabeth Brandau
- 26 Raphael Holzdeppe
- 27 Giovanna Scoccimarro
- 28 Philipp Buhl
- 29 Alexandra Ndolo
- 30 Andreas Toba



21

CARLOTTA NWAJIDE

Carlotta Nwajide, geboren 1995, ist Sportsoldatin, Studentin und gehört aktuell zur Elite der deutschen Ruderinnen. Sie weiß, seit sie 13 Jahre alt ist, dass sie an den Olympischen Spielen teilnehmen wird – dass das womöglich nicht klappen könnte, ist keine Option.



„Tokio ist und bleibt mein Ziel.“

Carlotta ist am liebsten im Einer unterwegs oder als Schlagfrau im Zweier; das sei ähnlich, weil sie die Schlagzahl vorgibt. Im Einer mag sie das unmittelbare Feedback für die eigene Leistung und das Gefühl, „es alleine zu schaffen“. Über die Zeit habe sie aber im Vierer einen Aspekt entdeckt, der ihr auch sehr gefällt: dass man sich auf die Mannschaft verlassen kann, wie man von der Leistung der anderen profitiert mit dem Vertrauen darauf, dass jede einzelne alles gibt. „Damit haben wir auch zwei Weltcups gewonnen, und das war etwas richtig Besonderes.“

Rudern ist gleichzeitig Individual- und Mannschaftssport, auch in der Mannschaft muss jede einzelne kämpfen, als wäre sie allein für Sieg oder Niederlage verantwortlich. Um sich wiederum „in ein Boot zu rudern“, also vom Trainer ausgesucht zu werden, müssen sich die Athletinnen vorher untereinander leistungsmäßig behaupten: „Wir sind gleichzeitig Gegnerinnen und Partnerinnen“, beschreibt sie den Zwiespalt.

Carlottas Sportgeschichte beginnt in ihrer Geburtsstadt Hannover an der Humboldtschule. Als kleines Mädchen probierte sie Tanzen und Basketball, Leichtathletik lag ihr nicht. Man bezeichnete sie sogar als unsportlich, wegen ihrer kräftigen Statur. Eines Tages wollten ihre Schulfreundinnen bei einer Ruder AG mitmachen und sie ging einfach mit, obwohl sie eigentlich überhaupt keine Lust hatte. Dort stellte sich heraus, dass sie richtig gut rudern kann, „mehr Wumms“ hatte als die übrigen Kinder. Sie machte als einzige weiter, denn sie hatte etwas gefunden.

„Ich glaube, das Training an den zentralisierten Stützpunkten wird auf jeden Fall irgendwem ganz nach vorne bringen. Die Frage ist, ob du am Ende diese Person bist.“

„Wir sind gleichzeitig Gegnerinnen und Partnerinnen.“

den, das ihr gefiel und in dem sie besser sein wollte (und konnte) als andere. Mit 13 stand ihr Entschluss fest, Leistungssportlerin zu werden. Ihre ersten Trainer beim »Deutschen Ruderclub von 1884« beeindruckte sie mit der einfachen Feststellung: „Ich will an Weltmeisterschaften teilnehmen und olympisches Gold gewinnen.“

Fortan bestimmt Rudern ihr Leben, nichts durchbricht ihren Fokus. „Wenn bei uns das Rennen losgeht, dann denke ich nicht: Wer liegt da neben mir? Sondern nur: Ich muss jetzt vorne sein.“ 2012 wird sie bei ihrer allerersten Junioren-WM in Bulgarien Dritte im Doppelzweier, weitere Titel folgen. In enger Zusammenarbeit mit dem engagierten Heimtrainer Thorsten Zimmer etabliert sie sich im Laufe der Jahre an der Spitze der deutschen Ruderinnen. Heute, da sie in Berlin mit dem A-Kader trainiert, vermisst sie ihren Club in Hannover und die individuelle Betreuung, auch wenn sie die Notwendigkeit zentralisierter Stützpunkte anerkennt. „Ich glaube, das Training an den zentralisierten Stützpunkten wird auf jeden Fall irgendwen ganz nach vorne bringen. Die Frage ist, ob du am Ende diese Person bist“, fasst sie ihre Skepsis zusammen. In Hannover wurde von Zimmer großen Wert auf Einzelbetreuung gelegt, was Carlotta „ziemlich weit nach vorne“ gebracht habe. In Berlin wird überwiegend über einen Kamm geschoren, da gibt es einen Plan für alle. Dazu wird immer in unterschiedlichen Zusammenstellungen trainiert, damit alle untereinander kompatibel werden und denselben Rhythmus bekommen. „Für den Vierer ist das gut“, sagt sie. Für Einzelkämpfer weniger.

Carlotta interessiert sich für den Schutz der Umwelt und hat sich 2015 ein passendes Studium gesucht, Geografie mit

den Schwerpunkten Wasser und Klima. An der Uni trifft sie Menschen außerhalb ihres Sportumfeldes, entdeckt ihren Wissensdurst und die Vielfalt der Welt. Und sie setzt sich mit ihrer Herkunft auseinander, denn ihr Vater ist Nigerianer. Die britische Autorin Reni Eddo-Lodge, ebenfalls nigerianischer Abstammung, hat in ihrem Buch »Warum ich nicht länger mit Weißen über Hautfarbe spreche« eine Reihe von Gefühlen und Themen in deutliche Worte gefasst. Sie legte die Strukturen eines systemimmanenten Rassismus dar, der weißen Menschen in der Regel nicht auffällt – weil sie mehr oder weniger unwissentliche Nutznießer dieses Systems sind. Seitdem stehen Carlotta (und denen, die an einem harmonischen Miteinander aller Menschen interessiert sind) Erklärungen und Formulierungen zur Verfügung. Nach der Lektüre des Buches rückten bei ihr wieder Dinge ins Bewusstsein, die vorher nur vages Unbehagen ausgelöst hatten und von anderen abgetan wurden. „Häufig gibt es so ein Unverständnis, von wegen »stell dich nicht so an«. Aber ich möchte nicht den Mund verboten bekommen, wenn ich etwas thematisiere.“ Oder Kleinigkeiten wie die Aussprache ihres Namens (gesprochen Nua, dann „ji“, wie das zweite „g“ von „Garage“ und „de“ wie bei „Bidde“) – das erschließt sich vielleicht nicht unbedingt aus der Schreibweise, aber man kann ja mal nachfragen. „Früher hat die Bundestrainerin die ganzen Nachnamen vorgelesen – und dann, nur bei mir: Carlotta“, erzählt sie halb amüsiert.

Sie habe immer wieder zu tun mit dem zuvor erwähnten strukturellen Rassismus. „Den redet man selbst klein und nimmt ihn einfach an; inzwischen merke ich, dass ich vorher so eine

„Mit mir ist auf jeden Fall wieder zu rechnen“, sagt sie mit ruhiger Sicherheit.

„Häufig gibt es so ein Unverständnis, von wegen »stell dich nicht so an«. Aber ich möchte nicht den Mund verboten bekommen, wenn ich etwas thematisiere.“

Funktion im Gehirn hatte, die Rassismus verharmloste“, sagt sie. Mittlerweile habe

sie den Mut, Rassismus zu konfrontieren, dasselbe gelte für sexistische Kommentare und besonders für die immer wiederkehrende subtile Aberkennung ihrer Nationalität. Allgemein werde Deutschsein mit »Weißsein« gleichgesetzt. „Außerdem entsprechen schwarze Menschen mit Sicherheit nicht den konstruierten Stereotypen und Zuordnungen der weißen Bevölkerung“, stellt sie klar. Grundsätzlich komme sie überall gut zurecht, was natürlich auch daran liegt, dass sie eine selbstbewusste, starke Frau ist und ihr privates Umfeld aus liebevollen Menschen besteht. „Schlimm wäre es tatsächlich, wenn mir aufgrund meiner Hautfarbe der Zugang zu Bildung oder Jobs verwehrt würde“, sagt sie.

2019 wird sie als Schlagfrau des deutschen Doppelzweiers (so genannt, weil sich im Boot zwei Personen mit je zwei Rudern, »Skulls«, befinden) mit Leonie Menzel Europameisterin. Etwa einen Monat später entsteht nach einem Weltcup-Rennen in Rotterdam ein Blutgerinnsel in ihrer Wade, was bedeutet: Sofortiges Trainingsverbot, Ende ihrer Saison. Keine Vorbereitung und erst recht keine Teilnahme an der Weltmeisterschaft, dadurch fehlende Punkte für die Olympiaqualifikation. Enttäuscht ist sie, sicher. Aber nicht entmutigt: „Mit mir ist auf jeden Fall wieder zu rechnen“, sagt sie mit ruhiger Sicherheit. „Tokio ist und bleibt mein Ziel.“

Name Carlotta Nwajide,
studiert Geografie
Geboren 1995
Größe 180cm
Sport Rudern
Erster Verein Ruderverein
Humboldtschule e.V.
Aktueller Verein Deutscher
Ruderclub von 1884 e.V.
Größter Erfolg WM-Silber im
Doppelvierer 2020
Persönlicher Erfolg
Europameisterin 2019
Für Tokio qualifiziert Ja
Update 2021 Bronze bei den Europa-
meisterschaften in Varese, Gold beim
Worldcup in Zagreb im Doppelvierer



Stichkanal Hannover-Linden ▲
Landesleistungszentrum Hannover Ahlem ▶



„Schwarze Menschen entsprechen mit Sicherheit nicht den konstruierten Stereotypen und Zuordnungen der weißen Bevölkerung.“

Carlotta Nwajide



30 ANDREAS TOBA

Wahrscheinlich hat Andreas Toba nirgendwo mehr wache Lebenszeit verbracht als in Turnhallen. Die Halle beim Olympiastützpunkt in Hannover hat einen neuen Boden, neue Geräte und riesige Fenster mit Blick ins Grüne. Reck, Barren, Ringe, Pferd, Trampolin, Sprungrampe und Schaumstoffmatten: Alles lädt zum Spielen, Springen und, natürlich, Turnen ein.



„Ich habe von beiden Kulturen für mich das Beste rausgefiltert.“

Wenn er seine Füße hin und her dreht, machen sie Geräusche, als würden hintereinander dreißig

Finger knacken. Er sei ein paarmal schief aufgekommen beim Landen, seitdem klingt das so. Seit gut 24 Jahren ist er Kunstr Turner, Spezialität: Mehrkampf und Teamplayer. Richtig bekannt wird er 2016 bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro, da reißt bei einer Bodenkür sein Kreuzband, was auch den Meniskus beschädigt. Trotzdem turnt er danach das Pferd, bekommt die höchste Wertung im deutschen Quartett. Nach dem Abschlussprung wird der Schmerz übermächtig und seine Kameraden stützen ihn. Die deutsche Turnermannschaft kommt durch diese Heldenat ins Finale, der »Hero de Janeiro« wird mit einem Bambi ausgezeichnet. Er findet den Trubel etwas übertrieben, für ihn war die Aktion selbstverständlich. Allerdings ist die allgemeine Bewunderung ein kleiner Trost für die anschließenden Operationen, das Wehtun und die mühsame Genesung. Ob es besser gewesen wäre, aufzuhören – ja, die Frage habe er sich schon gestellt.

„In Rumänien sagt man: »Fii ca un câine«, »Sei wie ein Hund«. Wenn du zum Beispiel Schmerzen hast, oder dir Zweifel kommen, obwohl du das Gerät beherrschst. »Sei wie ein Hund, kaltschnäuzig, drauflos und dann Vollgas.“ Diesen Satz höre er gefühlt fünfmal am Tag, »Sei

„Ich hoffe, dass ich es so gut hinkriege wie meine Eltern, wenn ich mal Kinder habe.“

wie ein Hund«. Man sollte auch den Gehorsam eines Hundes mitbringen. Er fügt hinzu: „Den habe ich, wenn man mir ruhig erklärt, was zu tun ist.“ Müsste Andreas sich selbst einem Tier zuordnen, wäre er kein Hund, sondern der Gepard. Mit einem Lachen sagt er: „Hunger hab ich auch immer.“ Richtig fasziniert hätten ihn von klein auf Delphine, ihre Intelligenz, ihr Sozialverhalten. Mit Delphinen fühle er sich noch stärker verbunden.

Sein Vater ist der ehemalige Nationalturner Marius Tobă (fing das Turnen mit vier an), sein Trainer Adrian Catanoiu, ebenfalls Rumäne. Im Rumänien zur Zeit des Kalten Krieges hatte Kunstrturnen eine enorme Bedeutung, man denke nur an Nadia Comănești, die als eine der besten Turnerinnen aller Zeiten gilt. Rumänische Eltern schickten ihre Kinder zu teils gnadenlosen Trainern, hoffend, dass sie eines Tages der landesweiten Tristesse entkommen würden, als Stars. Zur Erinnerung: Von ca. 1966 bis 1989 herrschte in der sozialistischen Republik Rumänien der Diktator Ceaușescu mit seiner Geheimpolizei, während die Bevölkerung unter einer zusammengebrochenen Wirtschaft und der damit einhergehenden Lebensmittelknappheit litt. 1989 zieht Marius Tobă mit seiner Frau nach Deutschland, 1990 kommt ihr Sohn Andreas auf die Welt. Ab 1991 bis zu den Olympischen Spielen 2000 in Sydney tritt Marius Tobă für Deutschland an, ist seinerzeit einer der besten Turner weltweit. Tobă Junior fällt automatisch in die großen Fußstapfen seines Vaters, denn der nimmt ihn immer mit in die Halle, wenn er trainiert. Doch Andreas ist kein Naturtalent, und die besten Anlagen hat er auch nicht. Er sei zwar beweglich gewesen, aber auch langsam

und träge. Er musste viel, viel mehr üben als die anderen, um etwas hinzukriegen. Die überdurchschnittlich vielen Wiederholungen werden sich später auszahlen, zumal Turnen sehr von automatisierten Bewegungsabläufen profitiert. Jemand, der viel übt, wird stabiler, kann am Ende seine Leistung auch dann abrufen, „wenn das Gerät mal nichts taugt“ oder ihn eine Verletzung behindert.

Bevor er zum fleißigen, hart arbeitenden, routinierten, zähen und schmerzverachtenden Meisterturner wird, muss er eine Entscheidung fällen und Frustration überwinden. Mit ungefähr zehn Jahren weisen alle seine Turnkameraden ein gewisses Können vor, nur er ist „immer noch eine richtige Pfeife“, trotzdem er der Sohn des großen Turners ist. Irgendwann hat er die Nase voll, sagt zu Papa: Ich will das nicht mehr, mir reicht's, ich hör auf. Und der sagt: Ok, aber wenn du jetzt gehst, kannst du nie mehr zurück. „Da stand ich dann und stellte fest, dass meine besten Freunde alle in der Halle waren. Ich weiß bis heute nicht, ob das richtig oder falsch war, jedenfalls habe ich mich entschieden, weiterzumachen. Die Freude kommt, wenn man Ergebnisse sieht, vorher macht es keinen Spaß.“ Es müssen einfach beflügelnde Erfolgserlebnisse her. Er entwickelt eine Verbis-

„Da stand ich dann und stellte fest, dass meine besten Freunde alle in der Halle waren.“

senheit, wie sie nur der unter widrigen Umständen geborene Trotz hervorbringen kann.

Als er mitten in der Pubertät steckt, trennen sich seine Eltern. Andreas hält sich

Rumänische Eltern schickten ihre Kinder zu teils gnadenlosen Trainern, hoffend, dass sie eines Tages der landesweiten Tristesse entkommen würden, als Stars.

fest an seinem Sport, macht ihn endgültig zu seinem Lebensinhalt. Die Turnhalle wird sein Refugium, er ist der erste, der kommt und der letzte, der geht. Und auf einmal sind sie da, die Ergebnisse: „Plötzlich kam dieser Leistungssprung, und ich konnte auf einmal schwierige Übungen, die vorher nie geklappt hatten“, erinnert er sich. Der damalige Trainer der Gruppe, Peter Scholz, trägt seinen Teil dazu bei: Auch er erscheint freiwillig früher in der Halle, um für seinen ehrgeizigen Schüler da zu sein.

War seine Herkunft jemals Thema für ihn? Ja, sagt er, er kennt zwei verschiedene Kulturen. „Ich bin rumänisch-orthodox aufgewachsen, das ist katholisch, nur ein bisschen krasser, glaube ich.“ Viele seiner deutschen Freunde hätten nicht so eine enge Bindung zu ihren Eltern wie er zu seinen, obwohl die hart und autoritär mit ihm umgegangen seien. „Aber sie haben mir auch vertraut, im Grunde durfte ich machen, was ich wollte. Ich hoffe, dass ich es so gut hinkriege wie meine Eltern, wenn ich mal Kinder habe.“ Ansonsten sei er gelegentlich gefragt worden, ob er »Zigeuner« sei? Nein. Ist er nicht – aber die Frage kam ihm schon komisch vor.

Er ist zweisprachig aufgewachsen und benutzt manchmal nicht die richtigen Vokabeln, vor allem wenn er aufgereggt oder abgelenkt ist. Früher in der Schule kam es auch mal vor, dass ihn jemand als Ausländer betitelte und sich über ihn lustig machte. Er habe daraufhin gefragt, wer sonst noch in der deutschen Nationalmannschaft sei. „Dann war ziemlich schnell Ruhe“, erinnert er sich und grinst. „Ich heiße Andreas, bin hier geboren und fühle mich deutsch, auch wenn meine rumänische Erziehung in mir aktiv ist. Ich habe von beiden Kulturen für mich das Beste rausgefiltert.“

Name Andreas Toba, Profi

Geboren 1990

Größe 172cm

Sport Turnen

Erster / aktueller Verein

Turn-Klubb zu Hannover

Größter Erfolg Teilnahme an den

Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro

Persönlicher Erfolg Ich habe es geschafft, Profi- Turner zu werden und trotzdem mein Studium, meine Familie und Freunde unter einen Hut zu bekommen.

Für Tokio qualifiziert Ja

Update 2021 Silber am Reck bei der Turn EM in Basel



Geräturnhalle / Sportleistungszentrum Hannover ▲ ▶



„Fii ca un câine,
sei wie ein Hund.
Kaltschnäuzig,
drauflos und
dann Vollgas.“

Andreas Toba

Impressum

GER – many are one
Typisch deutsch im Spitzensport

ISBN 978-3-96546-505-3

© 2021 Edition Bildperlen
Sven Nieder & Martin Breutmann
Ein Imprint von Kraterleuchten (Daun/Eifel)
& fotoforum Verlag e.K. (Münster)

www.bildperlen.de

Verlagskontakt:
Edition Bildperlen
c/o Kraterleuchten GmbH, Cartenstr. 3, 54550 Daun

Konzeption, Redaktion
Micha Neugebauer, Wolf Schmidt, Melanie Rochow

Satz und Gestaltung
Melanie Rochow

Lektorat
Michael Schmidt

Juristische Beratung
Hauke von der Brelje

Druck
gutenberg beuys feindruckerei gmbh, Hannover

© Foto Micha Neugebauer, Text Wolf Schmidt

Der Katalog einschließlich aller Inhalte ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Reproduktion (auch auszugsweise) in jeglicher Form (Druck, Fotokopie oder anderes Verfahren) sowie die Einspeicherung, Verarbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung mit Hilfe elektronischer Systeme jeglicher Art, insgesamt oder auszugsweise, ist ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung von den Beteiligten untersagt. Alle Übersetzungsrechte vorbehalten. Der Katalog inklusive aller Inhalte wurde unter großer Sorgfalt erarbeitet. Dennoch können Druckfehler und Falschinformationen nicht vollständig ausgeschlossen werden. Die Beteiligten übernehmen keine Haftung für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der Inhalte des Buches, ebenso nicht für Druck- oder Übersetzungsfehler. Es kann keine juristische Verantwortung sowie Haftung in irgendeiner Form für fehlerhafte Angaben und daraus entstandenen Folgen von den Beteiligten übernommen werden.

Was ist »Deutschsein«, was »typisch deutsch« – diese Themen sind am Ende nur Vorboten der eigentlichen Frage: Was für Menschen wollen wir sein? 30 einfühlsame Porträts in Wort und Bild helfen bei der Suche nach Antworten.